

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

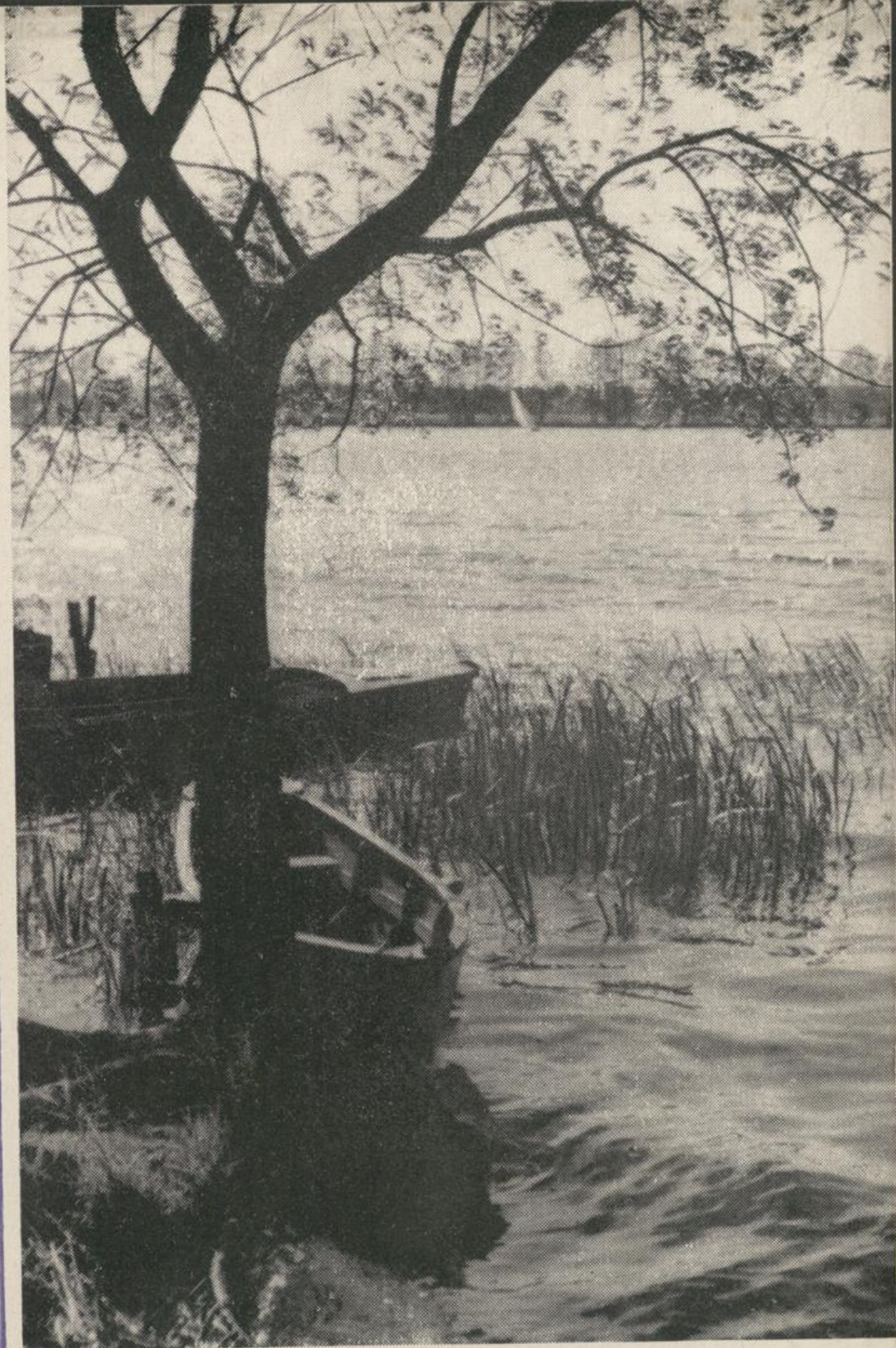
Unsere Heimat 1958

5 (1958)

5

HEIMAT

Unser



4. JAHRGANG / 1958

Blätter aus der Wignitz



Aufn.: Heinz Krug

Am Rudower See

Die Baronin, ich und die Revolution

Eine Maierinnerung

Etwas kommt meistens dabei heraus, wenn man in alten Papieren kramt, und wenn es auch nur eine Erinnerung ist. Kürzlich fand ich im Havelberger Heimatmuseum eine Liste, auf der die Namen von Personen standen, die dem Museum gleich nach seiner Gründung Raritäten gespendet hatten. Da las ich unter andern: „Baron Eckardstein, Plattenburg.“ Gleich fiel mir ein, daß ich ja mit der Frau dieses Mannes, der Baronin Eckardstein, vor nun bald sechzig Jahren einmal eine eigenartige Begegnung hatte. Weil dieses Erlebnis nicht einer gewissen Hintergründigkeit entbehre, möchte ich es hier mit dem dazugehörigen Drum und Dran erzählen:

Am 1. April 1901 wurde ich nach vierjähriger Lehrzeit in Wilsnack Geselle. Achtzehn Lebensjahre hatte ich damals hinter mir. Später, als ich schon in die weite Welt hinausgeflogen war, äußerte mein Lehrmeister einmal über mich: „Er war sonst ganz tüchtig, aber er hatte zuletzt den sozialdemokratischen Kram zu sehr im Kopf.“ O ja, im Kopf hatte ich damals schon allerlei: Warum sollte ich auch als aufgeweckter junger Mensch nach vierjähriger Lehrzeit nicht die Welt ein bißchen verbessern wollen! Ich hatte dabei noch einen gewissen Vorteil voraus. Mein Vater, alter Berliner, Maurer und Sozialist, verbesserte ja auch die Welt. Er war während meiner letzten Lehrjahre Vorsitzender des neugegründeten Zweigvereins Wilsnack im Gewerkschaftsverband der Maurer Deutschlands. Unter Leitung meines Vaters wurde in unserem Städtchen der Zehnstudentag für die Maurer erkämpft. Na, und das weiß doch jedermann: „De Appel föllt nich wied vo'n Stamm, so as dat Schoop is, is dat Lamm.“ Also hatte ich schon als Lehrling immer viel Wind in den Segeln, wenn ich im Gespräch ins politische Fahrwasser geriet. Und nun, da ich am 1. April Geselle geworden war, wollte ich erst recht in der Politik meinen Mann stehen. Ich machte den drei anderen jungen Leuten in unserer Werkstatt, die noch Lehrlinge waren, klar, daß der 1. Mai der größte Feiertag der sozialistischen Arbeiterschaft sei; und wenn wir vier richtige Kerls wären, dann müßten wir diesen

Tag eben auch feiern, wenn es auch nur nach Feierabend wäre. Alle waren natürlich einverstanden. Wer kümmerte sich zu der Zeit schon um den 1. Mai! An eine öffentliche Feier war noch gar nicht zu denken.

Nun, sehr großartig wurde ja auch unsere Feier, was das Äußere betraf, nicht; das eindrucksvollste war ein Banner aus Schwarzblech. Es war aber mit Mennige rot gestrichen; ein Paar schön darauf gemalte verschlungene Hände und die Aufschrift „1. Mai 1901“ fehlten auch nicht. So saßen wir denn am 1. Mai nach dem Abendbrot alle in unserem geräumigen Schlafraum beisammen. Ich, als neugebackener Geselle, hatte eine Flasche Schnaps gespendet, an der Wand hing das blecherne Banner, es wurde viel und lebhaft geredet, auch gesungen, und die Flasche ging reihum. Als wir sie endlich leer hatten, war es sehr spät geworden, und feierlich war wirklich keinem von uns mehr zumute.

Am Morgen des 2. Mai schickte der Meister mich mit meinem schweren Kopf nach Plattenburg. Dort im Schloß sollte ich einige kleine Arbeiten verrichten. Plattenburg war zwar Fideikommiß, Besitz des Herrn von Saldern, stand aber zu der Zeit unter Zwangsverwaltung. Nun hatte vor etwa einem Jahr der Baron Eckardstein das Schloß gemietet und bewohnte es jetzt mit seiner Frau und einem zahlreichen Personal. Der Baron war Besitzer des großen Gutes Kletzke; er hatte dort einen Administrator, der auch über die Vorwerke Neuschrepkow, Haaren, Karthan und über den großen Karthanschen Wald die Oberaufsicht hatte.

Eckardstein war, ehe er in Plattenburg, also in unserer Prignitz, Wohnung genommen hatte, eine Art legendäre Persönlichkeit gewesen. Die einfachen Leute bei uns zu Hause hielten ihn für einen der reichsten Männer in Deutschland. Es wurde erzählt, daß er neunundneunzig Güter hätte; und wenn es hundert wären, müsse er ein Regiment Soldaten erhalten. Das war natürlich Unsinn. Aber der Name „Baron Eckardstein“ war seit jeher bei uns zu Haus mit einem großartigen Nimbus umgeben.

Ich mußte nun also hin nach Plattenburg! Gut eine Stunde Fußmarsch. Als ich mich im Schloß gemeldet hatte, kam nicht, wie es sonst üblich war, die Mamsell oder ein Diener zu mir heraus, um mir meine Arbeit anzuweisen, sondern die Baronin selbst. Ich hatte diese Frau schon vorher einmal ganz flüchtig gesehen und dachte nun, na, die fehlt mir gerade noch! Ich hatte nämlich mit den feinen und meist hochnäsigen Damen in den übrigen Schlössern der Wilsnacker Gegend, wo wir ja auch arbeiteten, keine erfreulichen Erfahrungen gemacht. Doch als ich mir nun die Baronin verstohlen von der Seite näher ansah, stellte ich fest, daß diese schlanke, dunkelhaarige Frau auffallend hübsch war. Zu einer solchen Feststellung besitzt man ja in der Regel mit achtzehn Jahren bereits das nötige Urteilsvermögen; leider fehlt aber oft noch die nötige Selbstsicherheit, um den

Gefahren gewachsen zu sein, die mit dieser Feststellung oft verbunden sind.

Wir, die Baronin und ich, gingen nun in einige Räume, in denen ich arbeiten sollte. Doch obwohl ich, wie schon gesagt, meine Begleiterin sehr hübsch fand, war ich trotzdem oder vielleicht gerade darum anfänglich recht schüchtern und einsilbig. Denkt doch, Leute! Eine leibhaftige Baronin und elegante Weltdame und ich beinahe noch eine Wilsnacker Rotznase. Doch bald nach der Begrüßung, die naturgemäß etwas kühl und formell ausfiel, merkte ich, daß die Baronin recht aufgeräumt und freundlich wurde. Sie machte Bemerkungen und stellte Fragen, die gar nicht zur Sache gehörten; etwa wie alt ich wäre, ob ich noch lange in Wilsnack bleiben wolle und dergleichen mehr. Dadurch taute auch ich allmählich auf und ließ mein Licht leuchten. Denn wenn ich mit den Leuten warm geworden war, war ich schon in meiner Jugend nicht auf den Mund gefallen, und an lustigen Einfällen fehlte es mir auch nicht. Damit schien auch ich der Baronin immer mehr zu gefallen, denn diese hatte mit unserer Arbeitsbesprechung durchaus keine Eile, und unsere Unterhaltung zog sich immer mehr in die Länge und wurde schließlich überaus lustig. Ich denke noch heute gelegentlich mit Schmunzeln daran zurück. Und wer uns damals hätte belauschen können, der würde sich sehr gewundert haben, wie gut ein junger ungehobelter Bursche um eine elegante Baronin herumscharwenzeln konnte.

Doch das Spiel nahm ein Ende — schneller als ich dachte — und beinahe mit Schrecken. Wir beiden lustigen Leute kamen zuletzt in einen abgelegenen Raum. Dort auf dem Fußboden stand ein großer Kasten, dessen Inneres wir untersuchen wollten. Wir steckten also beide unsere Köpfe hinein. Dabei mußte wohl die feine Dame, die gewiß auch eine feine Nase hatte, den Alkoholdunst deutlicher bemerkt haben, der noch von mir ausging. Sie richtete sich plötzlich auf und fragte, nicht gerade unfreundlich, aber doch ein bißchen vorwurfsvoll: „Junger Mann, trinken Sie auch schon Schnaps?“ „Ja, aber bloß gestern“, antwortete ich. „Warum denn gestern?“, wollte die Fragerin wissen. Ich erwiderte etwas von oben herab: „Na, gestern war doch der 1. Mai!“ Jetzt stutzte die Baronin erst einige Augenblicke und sah mich groß an. Dann aber schlug sie entsetzt die Hände zusammen und schrie mich an wie eine Furie: „Mein Gott, Mensch, wollen Sie denn auch schon Revolution machen?“ — Hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt sozusagen auf hohem Pferde gesessen und mich für eine Art Günstling der Baronin gehalten, so stand ich nun plötzlich da, als wenn mir die Petersilie ganz und gar verhagelt wäre. Ob ich in eigener Person „schon“ Revolution machen wollte, das wußte ich wirklich selbst nicht; auch hatte ich noch nie darüber nachgedacht, wie eine Revolution der Zukunft wohl aussehen würde. Anscheinend wußte das die Baronin ziemlich

genau, sonst hätte sie nicht so hysterisch geschrien. Und noch immer sah sie mich groß an und schüttelte den Kopf. Das sollte wohl heißen: „So jung und schon so verdorben!“ Ja, da saß ich schön in der Tinte. Und wie sollte ich da herauskommen? Ich muß es wohl gefühlt haben, daß ich für eine sachliche Auseinandersetzung mit der gebildeten Frau zu dumm war. Sie wieder anbrüllen, das hätte ich schon ganz gut fertiggebracht, ich ließ es aber lieber bleiben. Meinem Meister wollte ich keine Ungelegenheiten machen, und die zürnende Frau da vor mir war immerhin eine ganze Reihe von Jahren älter als ich. Und — und — es war so schön gewesen! — Also verharrte ich weiter in der Rolle des armen Sünders, bis die Baronin nach ein paar sachlichen Worten ihrerseits verschwunden war. Doch dann stellte sich bei mir allmählich der Ärger ein, denn blamiert hatte ich mich ja ohne Frage ganz anständig. Ja, je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurmte mich mein Zukreuzekriechen vor der feinen Dame.

Als ich am anderen Tage gegenüber einem alten Bekannten meinem Herzen Luft machte, meinte der, so etwas dürfe ich nicht tragisch nehmen, das wäre schon anderen Leuten passiert; zu allen Zeiten in der Geschichte hätten sogar große, berühmte Männer vor hübschen Frauen kapituliert. Ja, dachte ich, die mögen auch mehr Grund gehabt haben zu kapitulieren als ich.

Einige Jahre nach dem eben erzählten Vorfall verkaufte der Baron Eckardstein seinen gesamten von mir erwähnten Besitz und gab auch seinen Wohnsitz im Schloß Plattenburg auf. Damit verschwand der lange Zeit bei uns mit so großem Respekt genannte Name „Eckardstein“ ganz aus der Prignitz.

Ich selbst habe mir dann im Laufe meines Lebens noch manchen Wind um die Nase wehen lassen und bin ein leidlich brauchbarer Mensch geworden. Auch eine Revolution konnte ich mit „machen“. Am 9. November 1918 entwaffnete ich gemeinsam mit einem Trupp Matrosen, dem ich mich angeschlossn hatte, die kaisertreuen Soldaten der „Neuen Wache“ in Berlin. Ich war dort der erste Wach-Posten der Revolution und gehörte während der folgenden Nacht zur Besatzung der „Neuen Wache“. Am folgenden Tag wählten mich die Kameraden meines Lazarets in den Berliner Soldatenrat.

Im weiteren Verlauf der Ereignisse konnten im Jahre 1919 zum ersten Male auch die Wilsnacker den 1. Mai würdig begehen. Ich hielt von der Freitreppe des Rathauses die Festansprache an die auf dem Marktplatz zahlreich versammelten Wilsnacker.

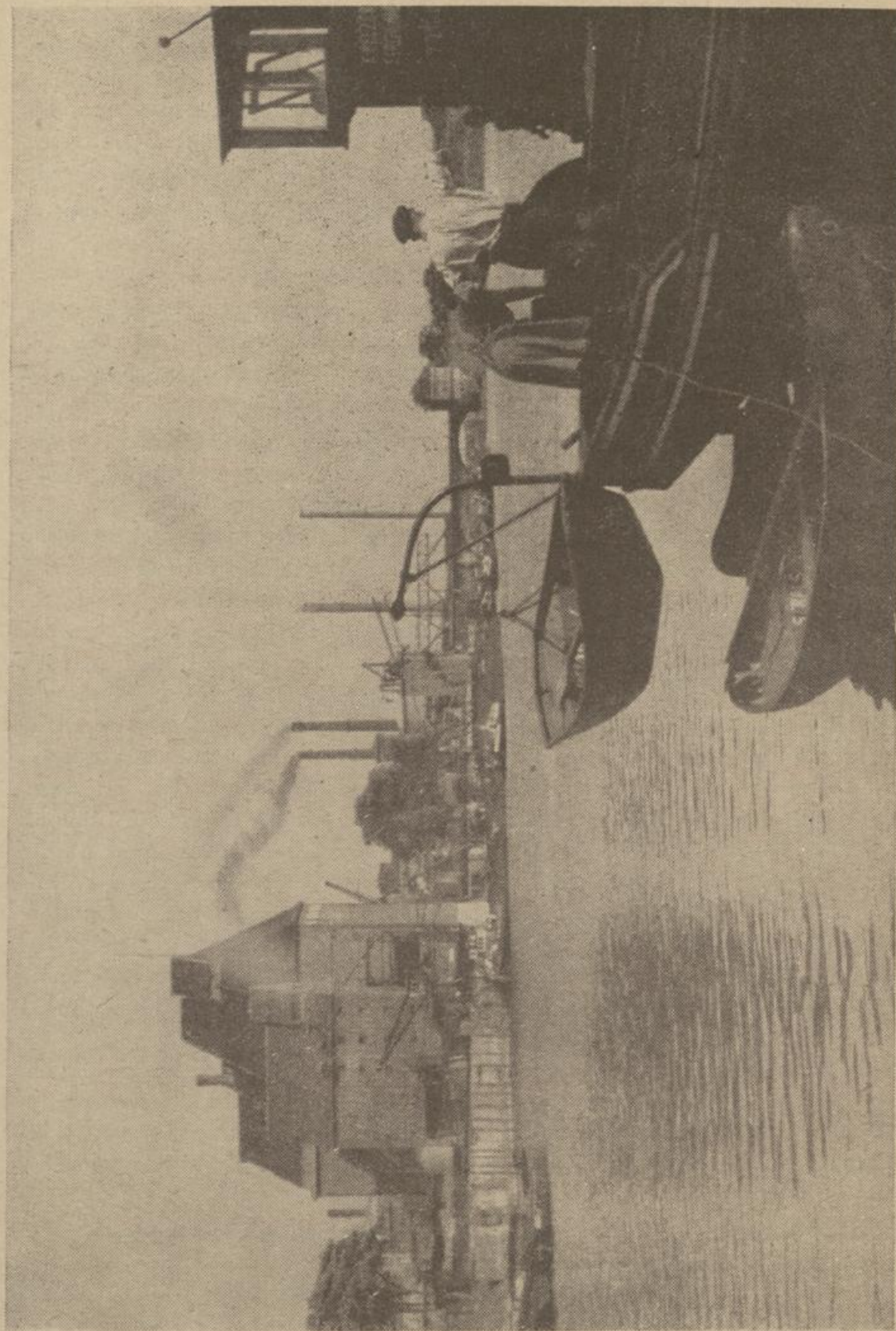
Doch den Baronen und ihresgleichen wurde damals nicht wehe getan. Die Mehrheit der deutschen Arbeiter war zu der Zeit zu vertrauensselig. Doch nach 1945 kam es anders. Da mußten die Herrschaften „von und zu“ nicht

nur Haare lassen, sondern auch Haus, Hof und andere Habe. Ob die Baronin Eckardstein das noch erlebt hat und ob sie von den damaligen Umwälzungen betroffen wurde, kann ich natürlich nicht wissen. Wenn es der Fall gewesen sein sollte, so wird sie zu der Zeit wohl nicht mehr an mich gedacht haben, an den jungen Dachs von 1901, dessen unbekümmertes Bekenntnis ihr damals so sehr in die Glieder fuhr, der aber doch den richtigen Weg ging, obwohl er das Ziel noch nicht klar vor Augen hatte.

Nachwort

Wir haben diese „Maierinnerung“ veröffentlicht, weil sie uns weit mehr enthüllt, als ihr amüsanter Plauderton dem oberflächlichen Leser verrät. Sie zeigt uns die tiefe Tragik, in die unser deutsches Volk durch Fehler verstrickt wurde, die der Verfasser mit den Worten andeutet, daß — es ist das Jahr 1901 — er „noch nie darüber nachgedacht habe, wie eine Revolution der Zukunft wohl aussehen würde“, und deren er mit der Feststellung gedenkt, „daß die Mehrheit der deutschen Arbeiter zu der Zeit (1918) zu vertrauensselig war.“ Diese Fehler — Unwissenheit und Vertrauensseligkeit — ermöglichten sogenannten Arbeiterführern den Verrat an ihrer Klasse: 1914 durch die Bewilligung der Kriegskredite, 1918 durch den Abbruch einer Revolution, die nach dem Muster der Großen Oktoberrevolution eine sozialistische hätte sein können. Die Folgen dieses Verrats waren zwei Weltkriege, die, entfesselt vom imperialistischen Monopolkapitalismus, entsetzliches Elend über die Welt gebracht haben. Mit Hilfe unserer sowjetischen Freunde haben die Arbeiter in der Deutschen Demokratischen Republik verwirklicht, was 1918 versäumt worden ist: Dem verbrecherischen Treiben der Monopolisten und Junker ist ein für allemal ein Ende gesetzt. Darauf können wir stolz sein am 1. Mai. Unser Dank gilt am 8. Mai der UdSSR, mit deren Hilfe das Werk der Befreiung eingeleitet und vollendet wurde. Niemand sollte sich nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte auf Unwissenheit berufen. Die Arbeiter und alle friedliebenden Menschen im Westen unseres Vaterlandes müssen erkennen, daß sie ein letztes Mal vor die Entscheidung gestellt sind, ein letztes Mal, denn nach einem dritten Weltkrieg, der ein Atomkrieg wäre, gäbe es keine Entscheidungen mehr zu fällen. Diese Entscheidung kann nur gegen den Atomtod und für eine atomwaffenfreie Zone getroffen werden. Und wir müssen alles daran setzen — das sei unser Gelöbnis zum 1. Mai 1958 —, unsern Brüdern in ihrem Kampf gegen die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen zum Siege zu verhelfen.

DIE REDAKTIONSKOMMISSION



Aufn.: Helmut Steinfeldt, Perleberg

Wittenberge - Am Hafen

Plattdütsch

Es sind oft kleine Erlebnisse, die in grundsätzlichen Dingen von Bedeutung oder gar von entscheidender Kraft werden können. Das Geschehnis, das mir voll bewußt werden ließ, wie sehr das Plattdeutsche ein wohlgehüteter Schatz, eine Haltung und ein gemeinschaftsbildender Faktor sein kann, liegt einige Jahrzehnte zurück und passierte einige tausend Meilen von hier. Ich war unter englisch sprechenden Menschen. Meine Sprachkenntnisse waren dürftig, und es haperte überall. Da fragte ich denn einen Gesprächspartner, einen Farmer deutschen Namens, ob er denn wirklich gar kein Deutsch mehr spräche. „No“, sagte er, „dütsch kann ick nich, öwer plattdütsch kann ick snacken.“ Das war eine der schönsten Freuden auf meiner damaligen „Weltreise“. Als ich dann ein paar Tage später auf die Einladung dieses Farmers hin in dessen Gebiet kam, vertiefte sie sich bis zur Beglückung. Seit Generationen saßen diese Menschen hier, gekommen einst auch aus unserer Prignitz, vornehmlich aus der Wische. „Ut Besandten un Unbesandten, Beschäten un Unbeschäten“, wie einer der Farmer mir erklärte. Er hatte zwar diese Dörfer und die alte Heimat nie gesehen, aber ich kam ja gerade daher, und so konnte ich sie schildern und auch sagen, daß der Großvater ihnen mit den beiden letzteren Dörfern einen Bären aufgebunden hatte. Das alles machte mir rechte Freude und vor allem dann, als eines der Kinder hereingesprungen kam und einen Wunsch äußerte, auf englisch. Die Mutter erwiderte: „Segg et dütsch, denn kannst du't krieg'n“.

Wieviel schöner war dieses Erlebnis als ein anderes, das ich, auch vor ein paar Jahrzehnten, hier in einem Dorfe unserer Prignitzer Heimat selbst hatte. Es war in einem stattlichen Bauernhaus. Wir saßen am Sonntagnachmittag in der „guten Stube“ am Kaffeetisch. Als die Kuchenberge kleiner geworden waren, fragte die Tochter des Hauses: „Mudder, kann ick nu spöl'n gohn?“ Diese Mutter hatte eine andere Antwort als jene in der fremden Welt. „Nein“, sagte sie. Und sie fügte hinzu: „Erst mußt du noch Klavier vorspielen. Und dann hast du schon wieder vergessen, daß du nicht immer plattdeutsch sprechen sollst!“

Die Welt geht vorwärts. Fortschritt und gesellschaftliche Entwicklung sind unaufhaltsam. Wir wollen nichts konservieren, was überlebt und wertlos geworden ist. Das ist ohne Daseinsberechtigung. Die guten Eigenschaften eines Volkes aber, zu denen auch die Mundart gehört, überleben sich auch in einer fortschrittlichen Zeit niemals, sondern entwickeln sich mit ihr. Wenn große, fortschrittliche Staaten den Nationalitäten innerhalb des

Ganzen ihr Eigenleben mit Sitten und Bräuchen, mit Trachten und Tänzen, mit Liedern und Mundart nicht nur lassen, sondern dieses alles sogar fördern, so tun sie das wahrlich nicht aus einer sentimentalen Anwendung oder romantischen Schwärmerei, sondern so kommt das aus einer weisen Erkenntnis des Wertes dieser Dinge. „Jedes Feuer hat seinen Herd unterwärts“, sagt unser Prignitzer Landsmann Friedrich Ludwig Jahn, und jeder einsichtige Staat sieht seine Fundamente in den ursprünglichen Kraftquellen seines Volkes. Wenn der größte Meister der deutschen Sprache, Johann Wolfgang Goethe, sich dazu bekennt, daß die unerschöpflichste Quelle für die Lebendigkeit und den Reichtum einer Volkssprache die Mundart ist, so weiß er, daß alle „Sprachschöpfer“ immer ihre Schätze aus der Ursprünglichkeit der Dialekte und des Volksmundes holen. „Man muß dem Volke aufs Maul sehen“, sagt Martin Luther. Und wenn unser Staat die Mittel zur Mundartforschung und hier speziell für unser niederdeutsches Platt zur Verfügung stellt, so will er damit nicht lediglich ein nationales Kulturerbe registrieren, sondern er will es hüten und alles tun, um es auch fernerhin lebendig und wirkungsvoll sein zu lassen.

Mit dem Plattdeutschen erhalten wir unserem Volkstum einen kostbaren Schatz. Das Platt ist dem niederdeutschen Menschen auf den Leib geschnitten. Es ist nicht elegant, sondern derb und knorrig. Es spiegelt Bodenständigkeit, Behäbigkeit und Gelassenheit des Norddeutschen wider, und es hat tief verwurzelt in sich einen trockenen und oft drastischen Humor. Man kann in seiner Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, ohne Anstoß zu erregen, in Platt Dinge sagen, die sonst ein Pikiertsein und ein Nasenrümpfen auslösen würden. Man spricht und schreibt in niederdeutschen Sprachen ganz amtlich und ungeniert vom „Schietweder“, während das entsprechende hochdeutsche Wort schwerer über die Zunge und aus der Feder gehen würde. Als wir im letzten Krieg einen belgischen Jungen in unser Haus bekamen, sprach der nur französisch. Meine paar Bröcken davon ließen die Unterhaltung kümmerlich sein. Plötzlich wurde der kleine Robère lebhafter, er gestikulierte und er redete dringender auf uns ein. Die ganze Familie stand ratlos um ihn herum. Da fing er an, von einem Bein auf das andere zu springen, und in der höchsten Not entfuhr ihm die Worte: „Ick mutt pissen, ick mutt pissen!“ — Alles jubelte erleichtert auf, und meine Frau schob glückstrahlend mit ihm ab. Das Plattdutsche hatte die Situation gerettet. Hinterher stellte sich heraus, daß Roberts Mama eine Flämin war, und von ihr hatte er diese „Muttersprache“ gegelernt. Wie ja auch das „Manneken Pis“ in Roberts Heimatstadt Brüssel ganz ungeniert und munter plätschernd sein Wasser laufen läßt und durchaus keine anstößige Figur ist. Als originelle Weltberühmtheit ist es viel bewundert, oft beschmunzelt und oft fotografiert.

Wenn wir uns in die vielfältigen Ausdrucksformen unserer heimatlichen Mundart vertiefen wollen, so ist vor allem die „Poesie“ die ergiebigste

Quelle. Ganz dem Volksmunde abgelauscht ist sie, und meist von Menschen aus dem Volke geschrieben. Darum auch findet sie immer wieder Resonanz im Volke und wird stets gern gelesen oder beim Vortrag gehört. Unter unseren Prignitzer Mundartdichtern ist der bedeutendste der Lehrer Hermann Graebke. Er war ein wirklicher Dichter, und in dichterischem Schwung und Fluß brachte er seine Schöpfungen in künstlerische Form und in oft recht köstliche Reime. „Unsere Heimat“ brachte manche Kostprobe von ihm. Seine Gedichtbände „Prignitzer Vogelstimmen“ und „Prignitzer Kamellen“ vor allem sind es, die das Gemüt anrühren oder ein stillvergnügtes Schmunzeln auslösen. Letzteres z. B., wenn er aus der Schulstube berichtet, wie der Lehrer Geier in Preddöhl sich müht, den Schulanfängern das Zuzählen beizubringen und wie er das anschaulich in dieser Form versucht: „Ich lege zwei Eier hin. Und nun lege ich noch zwei Eier dazu.“ Doch da fährt ihm schon eine der Kleinen in die Parade:

„Herr Geier, ick mücht Se wat segg'n:
Se könn'n jo gor keen Eier legg'n!“

Viele andere Prignitzer ritten nach Graebke den plattdeutschen Pegasus. Zu denjenigen, die das mit guter Begabung und recht ungekünstelt taten, gehören vor allem der Landarbeiter Ludwig Lehmberg aus Tacken und der Bauer Carl Fürböter aus Steffenshagen. Aus ihren Dichtungen ist bei ersterem ein Bändchen Verse und bei letzterem das Bühnenstück vom „Surnknieper“ zu erwähnen. Heute erfreut uns mit mundartlichen Dichtungen vor allem der Eisenbahner Stadtkus aus Rehfeld.

Nicht nur Schnurren und heitere Episoden sind es, die bei unseren Heimatdichtern im Platt widerklingen, sondern auch manch inniges Gefühl und manch besinnlicher Gedanke kommen zur Gestaltung. Das Plattdeutsche meistert alle Lebenslagen. Humorvolles und Ernstes lassen sich in ihm sagen. Es trabt zwar, auch in der Dichtung, nicht so hochkultiviert und gelehrt daher wie die hochdeutsche Schwester, dafür aber bleibt es urwüchsiger und erdgebundener. Es verzerrt und verkrampft sich nicht in Unnatürlichkeit, wie es uns neuere Poesie oft beschert, sondern es bleibt auch in der Dichtung ganz in der ihm eigenen Schlichtheit und Natürlichkeit. Es ist nicht immer glatt und geschmeidig und schon gar nicht voll „Eleganz“, eher ist es rauh und etwas poltrig, aber es kann ohne Stachel und Spitze wahr und offen sein. Und immer ist es bieder, gediegen und bekömmlich wie hausbacken Brot. Es löst leichter ein Leuchten und Schmunzeln aus und läßt die Verbundenheit von Mensch zu Mensch geradliniger, wärmer und herzlicher sein.

Der Reichtum unseres Prignitzer Platt wird aber nicht nur in der Dichtung offenbart, auf jedem Gebiet des täglichen Lebens begegnen wir ihm. Er begleitet den Menschen gleichsam von der Wiege bis zur Bahre. Suchen wir ein paar Kostproben heraus. Könnte der Neugeborene lesen, würde

die Notwendigkeit des Soliden im Leben ihm gleich anfangs durch den Spruch auf einer Wiege eingeprägt werden:

Recht fast de Weeg,
kümmt all'ns int Reeg.

Und der Grabstein kündigt von dem großen Gleichmacher Tod und der Vergänglichkeit von Macht und Glanz und Herrlichkeit:

Hier liggt de Herr von Sallern,
mien Gott, wo deh dett ballern,
as he up siene Buern ruppkloppt,
nu hemm's em sülwst hierinner stoppt.

Da würzen sich die alten Prignitzer Bauertöpfer das Leben mit ihren sinnigen und ein wenig aggressiven Sprüchen auf dem warmbraunen Blumenthaler Geschirr:

Schulden siene dicke Magd
schlöppt des Morgens bät Glock acht

und ebenso derb klingt's zurück:

Alle Lüd hemm vör ehr Fenster Gardinen,
August Jacht hett'n Sack vör sienen.

Dieses „Anöden“ ist nie böse gemeint. Auch bei der Hausfrau schmuntzelt jeder, wenn sie nötigst:

So, nu ät't un drinkt un schont de Bodder!

oder wenn sie hinzufügt:

Noh uns Vader bruken ji ju nich to richten,
de ett ümmer so völ.

Gute Lehren gibt's die Fülle. Die Jungfer findet auf ihrem neuen Spinnrad die Mahnung:

Wullt du nich spinnen,
krichst du kein Linnen.

Bei einem anderen buntbemalten alten Wocken dreht sich im Rad der Liebesspruch:

Wie di üm mi —
is mi üm di.

Die Bauersfrau hat auf ihrem Butterfaß eingeschnitzt:

Botter dick, botter dick,
botter'n ordlich groot Stück.

Für den Schäfer und überhaupt für jeden Lebenspraktiker gilt es zu beherzigen:

Man mütt de Schoop scheer'n, wenn se Wull hebb'n!

Und der Bauer richtet sich nach seinen Wetterregeln:

Weht de Wind in Wihnachtsdog'n,
wär'n de Bööm völ Äppel drog'n

oder:

Wenn de Spinn'n flietig web'n,
werd noch lang'n keen Reg'n geb'n.

Schon die Kinder haben ihre plattdeutsche Poesie und Weisheit. Wenn im Frühjahr der Saft treibt, klopfen die Jungen für ihre Flöten und Schalmeien, unter Hersagen ihres Versleins, kräftig aber doch behutsam die Weidenrinde vom Holz:

Sidde sidde seute,
ick mok mi 'ne Fleute,
det se recht schön fleuten deiht,
det se nicht kaput gohn deiht.

Beim Spiel der Kinder gibt es mancherlei Abzählreime:

Piter Peter Ickenstrick,
söben Katten schlogen sick
in de düster Komer
mit'n blanken Homer.
De een de kreeg'n hatten Slag,
det se an de Döre lag.
Piff un puff und paff,
du büst aff!

oder ganz ohne Prüderie in der Alltagssprache:

Eene meene minkmank, pinkpank,
Koh schitt'n Brink lang,
Kalw liggt dabie,
Ködel hört di!

Lustige Rätsel gibt es auch in Plattdeutsch:

Kümmt een Mann von Hickenticken,
de hett hunnertdusend Flicker,
knökern Mul un fleeschern Bort,
hört mol, wo de Kerl da rohrt.

Da ist dann der bunte Hahn mit gemeint, und wenn es heißt:

Tweebeen sitt up Dreebeen
un will Veerbeen strieken,
da keem Veerbeen
un wull Tweebeen bieten.
Da nehm Tweebeen Dreebeen
un wull Veerbeen schmieten —

so ist das die Bauersfrau, die mit dem Melkschemel nach dem Hund wirft.

Ganz'n Stall vull witt Höhner
un een rot'n Hohn damang

ist der Mund mit Zähnen und Zunge,

Ganz'n Stall vull brun Perd
un een höltern Knecht dabie

ist der Backofen mit knusprigen Broten und dem Brotschieber,
Schwieriger ist schon:

Dett steiht nich, dett geiht nich,
dett itt nich, dett drinkt nich, dett stinkt nich.
Wenn ick öwer will,
dett et steiht, dett et geiht,
dett et itt, dett et drinkt, dett et stinkt,
denn steiht dett, denn geiht dett,
denn itt dett, denn drinkt dett — denn stinkt dett!

Ja, was mag das sein? In der Frühlingszeit, wenn das Brüten los geht,
kann man's erleben, daß es das Ei ist.

Die bunte Märchen- und Fabelwelt ist an sich schon voll Zauber. Wenn
diese Geschichten aber dann gar aus dem Niederdeutschen stammen und
dazu noch in Platt erzählt werden, sind sie uns besonders vertraut und
erbaulich. Wie kontrastreich und eindrucksvoll erleben wir die Folgen der
unersättlichen Habgier und Herrschsucht in dem uns bekannten Märchen,
das so beginnt:

„Dör wär mol ens en Fischer un siene Fru, de waanden tosamem
in'n Pissputt . . .“,

und wie behaglich einleuchtend sind die Lehren, die der Märchenfabel
vom Hasen und Swinegel angehängt sind:

„erstens, datt keener, un wenn he sick ok noch so vörnehm dücht,
sick sall bikomen laten, övern geringen Mann sick lustig to maken,
un wöört ok man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn
eener freet, dat he sick 'ne Fru ut sienem Stande nimmt, un de jüst
so utsüht as he sülwst. Wer also een Swinegel is, de mutt tosehn,
dat siene Fru ook een Swinegel is.“

Die rechte Frau zu finden, fiel schon dem Adam schwer, zumal er ja an-
fangs ganz allein im Paradies war. Der liebe Gott half aus der Verlegen-
heit und schuf die Eva. Wie das vor sich ging, können wir am besten in der
„plattdeutschen Bibel“ nachlesen. Da heißt es:

As uns' Herrgott Eva moken wull, hett he jo Adam een von sien
Rippen rutnohm. He hett dett Lock wedder mit Fleesch tosloten un
de Ripp solang'n näm sick henlegt. As he nu no de Ripp lang'n
wull, kem een Hund, schnappt sick de Ripp un sprüng damit övern
Tun. Uns' Herrgott greep jo fix to, öwer he kreeg bloß noch dän
Schwanz von dän Hund to footen. De reet ut, un uns' Herrgott stünn
nu da, mit dän Hunnenschwanz int Hand. Watt süll he dohn? De



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

An der Stepenitz

Ripp wär weg, un so müßt he de Eva ut dän Hunnenschwanz moken. Dett is em denn jo ok ganz god gerod'n. Öwer de Evas hemm noch hüt un düssen Dag so wat an sick, wat uns verrod, woher se komen sünd. Se sünn ümmer so unruhig und so zapplig, un jiffeln und jaffeln dohn se ok ümmer. Un de Flöh holl'n sick am lewsten bi ehr up.

Doch Adam mochte sie leiden (was sich bis heute nicht geändert hat):

„De erst Anblick wär nicht schlecht“, sä Adam, as he Eva to sehn kreeg.

Diese Zuneigung vertiefte sich bald mehr. Als Adam und Eva Mittagsruh hielten, nusselte Eva ein wenig ein. Adam sah, daß eine Biene sich auf Evas Lippen setzte. Was will sie da nur? dachte er. Um das auszufinden, legte er, als die Biene fort war, behutsam ebenfalls seine Lippen auf die ihren. Nun hatte wohl die Biene da ein Tröpflein Honig zurückgelassen, un so hett em dett hellsehen sööt schmeckt. He hett dett öfters probeert, un so hett he sick dett Smüstern anwennt. Wi Minschen hemm dett also de lütte Imm to danken, dett so dett schönste Vergnäg'n up düsse Welt komen is.

Auch die nachstehende Geschichte aus dem Tierreich mit dem köstlichen plattdeutschen Disput hat ihren Reiz:

„Man bloß nich ängstlich“, sä de Hohn to'm Regenworm un freet em up.

„Bang' moken gelt nich“, sä de Regenworm und kröp hin'n werrer rut.

„Dett will'k di verpurren“, sä de Hohn, freet em tum tweetenmol un stellt sick mit'n Hinnersten an de Wand.

„Wo man rinkom'n is, mü't ok wä rutgohn“, sä de Regenworm un kröp ut'n Schnobel werrer trüg.

„Du büst jo'n dullet Biest“, sä de Hohn. He freet em tum drittenmol, steckt dän Schnobel achtern rin un sä: „So, nu loop di dot!“

Wenn so eins das andere zu überlisten versucht, so hat der Volksmund auch für umgekehrte Tendenz Beispiele. „Wer is am dümmsten?“ fragt er. Es tut mir leid, aber die Antwort lautet: Die Ziegen, die Enten und — die Frauen! Und zwar deshalb:

Wenn de Zick de ganze Kripp vull Heu hett, röppt se immer noch: „Mähr, mähr!“

Wenn de Änten dörch det Schündor gohn, dükern se sick, damit se sick dän Kopp nich stöten.

Wenn de Fruens ehr lütt Kind up'n Arm vör sick hemm, frog'n se egoltoo: „Wo is denn man mien Söting? Wo is denn man bloß mien lütten Söting?“

Nicht nur unterhaltsame Schnurren und Schwänke haben sich im Plattdeutschen geformt, auch ernste gebundene Rede hat sich eingebürgert. Das meiste ist in den letzten Jahrzehnten gestorben. Einst begleitete es das Brauchtum überall bei der Arbeit, vornehmlich bei der Ernte, bei Richtfeiern oder anderen Höhepunkten, aber auch bei Familien- und jahreszeitlichen Festen. So sprach die Jugend zu Ostern in den Häusern vor:

God'n Obend, god'n Obend, leewe Frau Mudder,
giwt ju oll Koh noch völ Melk un völ Budder?
Wat mokt denn ju oll bunte Hund?
Is de oll Koter noch gesund?
Poor Eier, poor Dreier geb'n Se uns wull,
süss wät de Büdel un de Kiep nich vull.
Se wär'n dafür ok selig sien,
up'n Disch hemm Mettwost un ok Wien.
Poor Eier, poor Dreier un'n Stück Speck,
denn gohn wi gliexen werrer weg!

Wenn die Jugend im Dorfsaal beim Tanz versammelt war, da klang bei Tuba und Klarinette im Wirbel — „ümmer linksrüm!“ — ihr Lied mit:

Huch Johann, wo lacht de Deern,
Liden mag'k ehr gor to gern!

Selbst die Alten wurden und werden noch heute ganz munter, wenn's losgeht:

Wenn hier'n Pott mit Bohnen steiht
un dor'n Pott mit Brüh,
so lott ick Pott un Bohnen stohn
un griep noh mien Marie.

Kommt aber dann der „Rausschmeißer“, so klingt's im neckischen Wechselgesang zur Musik:

Sall ick di noh Huus breng'n
mien zuckersöte Deern?
Kann den Weg alleen find'n
mien zuckersöte Jung!

Das mit den letzten beiden Zeilen ist natürlich nur das übliche Sichzieren, weil es sich so schickt. — „Wo geern frett uns Katt sööt Melk!“

Das Spotten ist eine Lust der Menschen. Vornehmlich bei den plattdeutschen. Man tut es hier sogar gemeindeweise:

In Papenbrok is Hungersnot,
da krieg'n de Jung's keen Mittagbrot,
Vesperbrot giwt ok nich völ,
daför wat mit'n Bessenstäl.

Selbst unsere Städte machen in dieser gegenseitigen Bewertung keine Ausnahme:

Wittstock is 'ne schöne Stadt,
Pritzwalk weet sick ok noch wat,
Perl'berg ist det allerbest,
Potlitz is en Höhnernest.

Nun, was sich liebt, das neckt sich. Und so macht man dem anderen öfter ein Kompliment:

Du häst'n anshlög'schen Kopp, wenn du en'n geg'n krichst!

oder noch ein bißchen deutlicher:

Du büst klook. Du kannst Kattenschiet in'n Düstern rüken.

oder wohl auch:

He kann de Piermod'n in d' Eer blaffen hörn.

Nicht nur den Geist, auch die sonstigen Bestandteile des Körpers bedenkt man mit Redensarten:

he föllt öwer sien eigen Fööt
he lewt von de Hand in'n Mund
he gönnt sick nich det Schwatt ünner'n Nogel
he is'n beten schwack up de Bost
he kann dän Schlunk nich vull krieg'n
he het em schön'n Rotz üm de Back'n schmeert
he steckt sien Näs' in alle Pött
he kickt mit rechter Oog in d' linke Westentasch
he is noch nich drög achtert Ohr'n

und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind.

Manchmal wird solche Redensart zum Sprichwort:

De Nower, de öwern Tun kickt, is mien Fründ,
de dörch'n Tun kickt, is mien Feind.

Oder ein ähnliches:

Wer mi vörher root, is mien Fründ,
wer mi noher root, het't mi gönnt.

Die Lebenserfahrungen, die man so im allgemeinen macht, haben sich auch in festen Redensarten kristallisiert:

De een mokt det Bett,
de äänner leggt sich rin.
Wenn de Katt dänn Melkpott umkehrt hätt, wärd s' rutjoogt.
Wat'n god'n Dag is, de fangt all morgens an.
Erst de Piep in'n Brand,
denn de Peerd ut'n Grow'n.
Nimm di nicks vör, denn sleiht di nicks fehl.
De Manns un de Fruens sün de besten Lüd' up de Welt.
Watt man nich in'n Kopp hett,
mütt man in de Been hemm.

In den Inflationsjahren trug Prignitzer Notgeld die betrübliche Feststellung:

Ut een trurigen Noas kümmt keen fröhlichen Pup.

Wenn man nicht gegenan kann, dann sagt man achselzuckend:

Hojapp man eener geg'n Backob'n!

Oder wenn's gegen die eigene Frau gemünzt ist:

O wat schuddert mi vör d' Friegen,
har'k nich dohn, ick deht nich mehr.

Wirkliche Lebensregeln aber hat man nicht nur im Kopf oder auf der Zunge, sondern die schnitzt man in die Truhe:

Hinrich Grogert het ick,
wat recht un good is, wet ick,

de leewe Gott help mi dato,
det ick't ok do!

Vom Umschauenmüssen in der Welt und von der festen Verwurzelung in der Heimat liest man im Türbalken:

Nord un Süd, de Welt is wiet,
Ost un West, to Huus am best.

Und in dem Spruchbalken eines soliden niederdeutschen Gasthauses steht:

Hoch odder platt
drög odder natt
Beer odder Wien
groff odder fien —
echt mutt et sien!

Hätte sich der Schuster auch nur danach gerichtet, dann hätte er wohl einen besseren Lebensabend gehabt:

Erst weer he Schoster, da wunn he Geld,
da speelt he Rentner un weer en Held.
Dunn speelt he Kortten sogor in'n Sloop,
nu is he Scheeper und höd de Schoop.

Gegen das Kartenspielen und gegen den Schluckbuddel gibt's meist keine Arznei, aber gegen andere Krankheiten versucht es die Böt-Frau. Zu den besorgten Zutaten hat sie ihr Sprüchlein:

Een Stück von 'ne Latt
een Stück von 'ne Katt,
een Stück von'n oll Wiew,
dormit still ick die de Bukwehdoog in dien'n Liew!

Dazu kommen dann die drei Kreuze und der übliche Sermon, und es hat geholfen. Manchmal ist es auch nur eine Verlagerung:

Rut — rut — rut!
Alle Flöh' un Lüs herut!
In drüdd Nohwers Hus! †††

Schier unerschöpflich aber ist die Fülle der plattdeutschen „Snacks“, der Redensarten, die bekannt sind unter dem Sammelnamen „Wat de Lüd seggt“. Was Adam sagte, hörten wir schon. Lauschen wir dem, was die übrigen meinen:

Rendlichkeit mütt sien, sä de oll Fru, da kehrt se to Pingsten ehr Hämd üm.

Ick strow mien Ollsch mit gode Würd, sä de Bur, dunn schmeet he ehr de Bibel an'n Kopp.

Det sammelt sük, sä de Jung, da kreeg he een Mulshell in de Köök un dree in de Stuw.

Wenn't kümmt, denn kümmt mit Hupen, sä de Snieder, da kreeg he twee Nachtmützen to näh'n.

Wenn mi de Doktor wä gesund kricht, sä de Großmudder, lach ick mi dod.

Bliew mi mit diene Wichsstewel ut'n Kohstall, sä Jochen to den herrschaftlichen Kutscher.

Ick glöw, mi is wätt infallen, sä de Bur, da wär em det Hus övern Kopp tosamem brooken.

Je nohdem, wo't henföllt, sä de Jung, as een oll Wief mit'n Näsdrüppel em frög, ob he Grütt miteeten wull.

De Woch fangt god an, sä de Timmermann, da schlög he sick den Dum'n aff.

Dett hett noch Tied, sä de Jung, da süll he'n Jackvull hemm.

Strof mütt sin, sä de Köster, da freet he de Kinner det Bodderbrot up.

Ei is Ei, sä de Preester, da langt he noh d' Goosei.

Ümmer noch to kott, sä de Discher, da har he all dreemol wat von d' Brett affsoogt.

Schod üm dän schön'n Döst, sä de Handwerksbursch, da müßt he Woder supen.

Wo de Messwog'n nich henkümmt, sä de Bur, dor hört Gottes Segen up.

Und ihre Werke folgen ihnen nach, sä de Pötter, da füll de Ob'n achter em in.

Dett is'n Meisterstück, sä de Timmermann, da har he'n Hunnhütt baut un det Lock vergät'n.

Erst Not mütt stürt wärn, sä de Olsch, da makt se det Sürwoder mit'n Backeltrog heet.

Is nich allens Botter, wat de Koh giwt, sä de Bur, da har he in Kohschiep pett.

Det treckt sick allens noh'n Liew, sä de Snieder, da har he de Ärmel an't Taschenlock näht.

Rendlichkeit is't halwe Leb'n, sä de Olsch, da wischt se den Disch mit'n Schürlappen aff.

Lat' Schoop schieten, sä de Bur, Wull wasst liekers.

Dwing mi, sä de Dern, denn doh ick keen Sünd'n.

Allens mit Mooten, sä de Snieder, da slög he siene Fru mit de Ell.

Allens een Angst, sä de Jung, in'n Sommer dunnert, un in'n Winter mütt'n to School.

Bie uns giwt hüt man dicken Ries, sä de Jung, uns Großmudder is man dod!

Mudder, wat is de Welt groot, sä de Jung, da keek he öwern Tun.

Vadder, wi künn'n so schön as Bröder tosamm' lewen, sä de Jung, öwer du wisst jo nich.

Ick hew noch Tied, sä de Fru, as de Dod kem. Großvadder sitt achtern Ob'n!

Dett sünn schlechte Tieden, sä de Doktor tum Apteker, as keen Minsch krank werd'n wull.

Alle diese Snacks und Redensarten sind nicht nur voll Humor und Spottlust, sondern sie haben, wenn man sie mit Bedacht liest, oft einen tiefen Sinn, den man dem Leben mit feiner Beobachtung abspürte. Sie beleuchten treffend manche Situation, und sie glossieren mit feinem Schalk manche menschliche Schwäche und Eigenart. Sie sind in ihrer Zahl unendlich, und im Vorstehenden gaben wir nur eine Auswahl.

Auch über den Teufel sind viele solcher Snacks im Umlauf.

Appel is Appel, sä de Düwel, freet den Gravensteiner und gew sien Großmudder den Peerködel.

Dett is een scharpen Tobak, sä de Düwel, da har em de Jäger een Lodung Schröt int Gesicht schooten.

De Geschmack is verschieden, sä de Düwel, dunn har he in'n Düstern 'ne Pogg für 'ne Beer öwerschluckt.

Watt olt is, det ritt, sä de Düwel, dunn har he sien Großmudder ehr Ohr in de Hand.

Und selbst die Tiere äußern ihre Ansichten plattdütsch:

Gebild't Lüd dropen sick, sä de Voss, da güng he mit de Goos spazeern.

Verjoog di nich, sä de Voss, da sprüng he de Gaus an'n Hals.

Is all man'n Öwergang, sä de Voss, da treckt em de Jäger det Fell öwer de Ohr'n.

Nu geht de Reis' los, sä de Poppégei, da güng de Katt mit em to Böön.

*

Wer von den geneigten Lesern sich bis hierher durchbuchstabiert hat, dem wird in den letzten „Sentenzen“ aufgefallen sein, daß die Gans einmal eine Gaus und einmal eine Goos ist. Das ist der Reichtum der Mundart. In der hochdeutschen Sprache ist solch ein Wort immer gleich, soweit der Duden reicht. In der Mundart aber lautet es ab, wird vielfältig. Das ist dann gar noch in einer solch kleinen Landschaft, wie unsere Prignitz sie ist, der Fall. Der Mittelprignitzer sagt „Höhner, Göös, Preester“. Der westliche Prignitzer dagegen, dessen Dörfer schon an Mecklenburg grenzen, hat einen ganz anderen Zungenschlag: „Hähner, Gäus, Preister“. Und in der östlichen Prignitz wandelt es sich dann in umgekehrter Richtung: Aus Göös wird Gäns. Und ganz am Ostrande hört man sogar für das G ein J: Jäns! Wahrscheinlich strahlt da schon das Berlinische herein: „Eine jut jebratene Jans . . .“

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Im Duden steht „weinen“. Der Prignitzer hat eine ganze Skala von Wörtern zur Verfügung, um diese Gefühlsäußerung zu bezeichnen: bröllen, röhren, brammen, weenen, hulen, flennen, plinsen, tüten, schnucken — wobei dann diese Wörter immer dieses Weinen variieren und jeweils einen anderen Grad desselben darstellen. Wohl gibt es einige dieser plattdeutschen Wörter auch im Hochdeutschen, aber dort hat z. B. das Brüllen einen ganz anderen Sinn, als wenn man bei uns sagt: De Kinner bröll'n. Die obigen plattdeutschen Ausdrücke für weinen beginnen beim explosiven Ausbruch, lauthals, und enden im stoßweisen und leisen „Schnucken“, das sich gar nicht erst beruhigen kann.

Wer aber von unseren hochdeutschen Lesern vermag nachstehende absonderliche Verben zu deuten: tämen, tügen, malkern, kleien, eien, fleien, gnärgeln, glupschen, gnätzen, iwern, schnüwen, schnökern, klüten, knütten, zaustern? Manch einer „schüddkoppt“ da wohl ratlos. Und was ist: fortsen, gliexen? Nicht, was unsere lieben hochdeutschen Leser vielleicht bezüglich des ersten Wortes annehmen, sondern nur: sofort, gleich! Denn dieses „o“ in unserem plattdeutschen „fortsen“ wird ganz anders gesprochen als das im gleichen hochdeutschen Wort. Für diesen plattdeutschen o-Laut gibt es keinen Buchstaben. Das „oa“ kommt ihm am nächsten. Es fehlen für das Platt nicht nur Buchstaben, um Laute zu bezeichnen, sondern auch eine feste, einheitliche Rechtschreibung ist nicht da, kann nicht da sein, weil, wie wir sahen, ja oft schon von Ort zu Ort die Wörter ablauten.

Wir sehen schon an den erwähnten kleinen Beispielen, wie reizvoll solch eine Mundart ist, und wie das nun vornehmlich die Sprachforschung selbst reizen muß. Darum hat sie gerade auch in unserer Prignitz, als der Ecke zwischen den Dialektländern Mecklenburg, Hannover, Sachsen, Brandenburg (Berlin) ein dankbares Arbeitsfeld. Wir freuen uns, daß wir in fast jedem Ort unserer Heimat ehrenamtliche Helfer, meist aus den Kreisen der Lehrerschaft, haben, die die Fragebogen des Brandenburg-Berlinischen Wörterbuchs ordnungsgemäß und lückenlos ausfüllen, und die so das

Material zusammentragen helfen, das der wissenschaftlichen Forschungsarbeit die Unterlagen gibt, die Zusammenhänge aufzudecken und Schlüsse zu ziehen, die für unser Volkstum von Bedeutung sind. Wir freuen uns auch, daß die Leitung dieser Arbeit in den Händen von Frau Dr. Anneliese Bretschneider liegt, die in Lichtbildervorträgen auch bei uns in der Prignitz das Interesse für dieses Gebiet zu wecken verstand und die in einem kleinen besonderen Werk Mannigfaltigkeit und Eigenart unserer heimatlichen Mundart würdigte. Sie tat das vornehmlich in bezug auf die mundartlichen Sonderformen in den Elbdörfern um Hinzdorf. In Frau Dr. Bretschneider haben wir sozusagen den amtlichen Schutzengel für unser Platt. Als Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin leitet sie die Stelle, die zur Lebendigerhaltung unserer gefährdeten Mundart eingerichtet ist. Wer an ihrer praktischen Arbeit und somit an der Erstellung unseres mundartlichen Wörterbuches mithilft, dient unserer Heimat und unserem Platt.

*

Die Muttersprache wird mit der Muttermilch eingesogen. Eine jede Landschaft gibt ihren Menschen die Mundart und die besondere Klangfarbe derselben mit. Beide haften meist für's ganze Leben. Sie sind ein Zeichen der Herkunft und der Stammeszugehörigkeit, ein Stück des Begriffes „Heimat“. Heimat und Mutter sind wesensgleich. In ihnen wurzelt jeder Mensch. Auch eine neue Heimat mit einer anderen Mundart kann die erste, eigentliche nie ganz ersetzen. „Die Heimat ist die Mutter, die zweite Heimat bleibt immer nur die Stiefmutter“.

Darum freuen wir uns zu jedem Dialekt, zu jeder Klangfärbung, die uns von neuen Mitbewohnern unserer Heimat entgegenklingen. Sie verraten, daß auch in ihnen der Heimatlaut sich fest eingepreßt hat und lebendig geblieben ist. Es gibt törichte Menschen, die sich ihrer Mundart schämen. Sie versuchen, sie zu verleugnen, und können es doch oft nie ganz. Sie sprechen selbst nicht mehr ihre Mundart und mühen sich, diese auch nicht mehr an ihre Kinder herankommen zu lassen.

Der Volksmund unserer Heimat hat in seiner anschaulichen und drastischen Art für solche Menschen ein besonderes Wortspiel geprägt:

Kind tritt nicht in Kuh-aa!

Was Mama?

Kind tritt nicht in Kuh-aa!!

Was Mama?

Sast nich in'n Kohschiert pedden!

Da hat die Kleine es verstanden. Hoffentlich ist der Mutter dabei auch ein Licht aufgegangen!

Hermann Graebke erzählt: Marieken ist als junges Mädchen in die Stadt gezogen. Als sie nach Jahren zum erstenmal wieder ins heimatliche Dorf

kommt, schämt sich die aufgetakelte Großstadtmamsell der schlichten Eltern. Auch die plattdeutsche Sprache ist ihr zu plump und nicht mehr vornehm genug. Aber die Jugendfreundin Dörte bringt es fertig, daß bald die Scham eine umgekehrte ist:

Dört, du hest recht,
ick bün recht schlecht.
Ick mücht vör Schom jetzt rein vergohn,
weil ick uns Sprok nich wull verstohn.

In einem anderen Gedicht „De plattdütsch Sprok“ läßt Graebke den eleganten und etwas leichtfertigen jungen Gutsbesitzer in einem Brief schwülstig und überschwenglich um Helene, des Dorfpastors Tochter, werben:

O heißgeliebtes Wesen,
noch nie bin ich gewesen
so glücklich, als ich gestern war.
Mit seligem Entzücken
durft' die ans Herz ich drücken,
die heiß ich liebe immerdar.
Ich kann nur weiterleben,
wenn Sie mir Hoffnung geben,
daß ich Sie darf als treue Frau
auf meinen Händen tragen
schon in nicht fernen Tagen!
Ihr Dietrich-Hans von Liebenau.

Die auch hier etwas eitle Mutter ist dem reichen Blender und Schöntuer verfallen und ist glücklich über diese „Ehre“ und solche Partie. Aber die Tochter wählt den anderen: Nohwers Franz. Der hat nur mit den schlichten Worten geworben:

Lew Deern,
ick hew di gern.

Gerade in der Schlichtheit dieser Worte, die nichts mit dem gleisnerischen Charakter der obigen gemein haben, hat sie gespürt, daß im heimatlichen Platt etwas Anheimelndes wohnt, etwas, das Vertrauen erweckt, und daß Menschen, die sich seiner bedienen, zuverlässig und gediegen sind:

De plattdütsch Sprok, de kann nich legen,
de kann keen Mäkenherz bedregen.



Sitten und Gebräuche

bei einer Prignitzer Bauernhochzeit um die Jahrhundertwende

Fortsetzung

Am Freitagmorgen begann der eigentliche Hochzeitstag mit großer Blasmusik um 8 Uhr. Kapellen bis 20 Personen waren die Regel. Ein Choral vor dem Haus der Braut und dann zwei Ständchen. Dasselbe mußten die Musiker vor dem Haus des Bräutigams wiederholen. Dann mußten alle Musiker frühstücken, denn von 9 Uhr ab rollten die auswärtigen Hochzeitsgäste mit ihren Kutschwagen an. Sie wurden mit einem Ständchen begrüßt. Erst dann fuhren sie in ihre Quartiere. Hier zogen sie sich schnell um und gingen dann zum „Röstwerkäten“. Dazu gab es dann schon Korn aus „Halfpundsgläsern“! Gegen 12 Uhr versammelte sich dann die Jugend in ihrem besten Staat zum „Brutaffhol'n“. Mit Musik wurde vor das Haus der Brauteltern gezogen, nachdem vorher die Paare von einem der Hochzeitsbitter zusammengestellt wurden und wobei die Jungen den Mädchen einen Blumenstrauß zu überreichen hatten. Die Hochzeitsbitter und Brautmädchen gingen nun in das Elternhaus der Braut „tum affhol'n“. Die Musik spielte noch drei kurze Stücke, die Paare bildeten Spalier, und dann erschien, begleitet von den Hochzeitsbittern, die Braut schon in Kranz und Schleier. Kleine Mädchen streuten Blumen, und ebensolche trugen die Schleppe. Nun ging es im flotten Marsch zum Hochzeitshaus. Die Braut wurde in der Tür dem jungen Ehemann übergeben, der sie mit einem Kuß (zum ersten Mal in der Öffentlichkeit) und dem Brautstrauß begrüßte. Im Haus selbst wurde die junge Frau dann nochmals von den Schwiegereltern begrüßt. Das Spalier draußen war noch durch die Verheirateten verstärkt worden, und unter dem Geläut der Glocken und mit Musik setzte sich der Hochzeitsmarsch zur Kirche in Bewegung, nachdem das junge Paar das Spalier durchschritten hatte. Durch das Hauptportal wurde die Kirche betreten, nachdem der Pfarrer das Paar vor der Kirche begrüßt hatte. Die jungen Leute standen während der Trauung, die Alten saßen

in den Bänken. Das „Ja“ des Mannes mußte laut und forsch klingen, das der Braut weich und zart. Nach der Trauung umschritten die Neuvermählten den Altar; dabei kam es darauf an, daß der Mann voranging, „sonst würde er in seiner ganzen Ehe ins Hintertreffen geraten“. Nach Beendigung der Trauung ging es mit flotter Marschmusik zurück zu dem Hochzeitshaus. Die beiderseitigen Eltern gingen jetzt zuerst hinter dem Hochzeitspaar, und dann erst folgte in der bekannten Art der Hochzeitszug, vorweg die Jugend, dahinter die Alten. Vor dem Hochzeitshaus angelangt, fand das junge Paar „das Haus verschlossen“. Erst nach mehrmaligem, starkem Klopfen wurde die Tür von einigen „Upwohrärs“ geöffnet und das Paar mit einem ganzen Brot und einem Glas Wein empfangen. In dem Glas Wein schwamm oben Brennessel. Beide mußten erst von dem ganzen Brot abbeißen und dann von dem Wein trinken, ohne sich an den Brennesseln den Mund zu verbrennen. Die Braut, welche zuletzt trank, mußte das Glas so wegwerfen, daß es zerschellte. Die Deutung der Sitte ist leicht erkennbar.

Der Hochzeitsschmaus dauerte ca. drei Stunden; es gab vier bis fünf Gerichte, u. a. auch dicken Reis. Kurz vor Aufhebung der Tafel wurde noch „de Brutpennig sammelt“, dieses geschah so: Ein Musiker, ein Upwohrär, ein Hochzeitsbitter, die Köchin, eine Abwaschfrau und ein Bier-tapper gingen hintereinander mit einem Teller herum und sammelten Geld ein. Die Leute am Brauttisch, wo man anfing, gaben meistens ein Fünfzig-Pfennig-Stück. Es ist aber auch vorgekommen, daß Taler auf den Tellern lagen. Im allgemeinen gab man pro Teller einen „Sechser“. Für Einheimische, welche die Sitte kannten, war das kein Problem. Doch manch Städter kam so manchmal in Druck, denn gewechselt wurde beim Sammeln des Brautpfennigs kein Geld. Gedacht war dieses Geld für die Unterstützung des jungen Paares für Hochzeitsunkosten. Ob es immer dafür verwendet worden ist, erscheint mir zweifelhaft!

Nach dem Hochzeitsschmaus wurde von den jungen Männern der Luftsaal ausgeräumt, unterdessen aßen die Anrichter. So gegen 18 Uhr begann der Hochzeitstanz. Er wurde mit den drei Brauttänzen eröffnet. Bei diesem Tanz tanzten nur das junge Paar und die Hochzeitsbitter mit den Brautmädchen, indem sie sich nach jedem Tanz abwechselten. Die Jugend bildete um die drei Paare einen Kreis und tanzte im Kreise herum. Zum Schluß bildete sich dann die große Polonaise, woran sich auch die verheirateten Paare anschlossen.

Sobald die Anrichter mit dem Essen fertig waren, gab es die „Upwohrärtänze“. Hinter kräftiger Blasmusik marschierten die Upwohrär paarweise

in den Saal. Voran die Köösch mit dem jungen Ehemann, dahinter die Braut mit einem Biertapper, alle anderen folgten. Auch die Brautmädchen und die Brautdiener mußten einen von den Upwohrärs in den Saal führen. Für den jungen Mann war das oft eine peinliche Sache, denn solche Hochzeitsköchinnen, welche von einer Festlichkeit in die andere wanderten, die hätten es in sich. Nicht anders erging es der Braut, denn der „Bärtapper“ hatte sich um die Zeit auch schon oft einen „angezapft“.

Um Mitternacht wurde der Brautkranz abgetanzt. Dem jungen Paar wurden die Augen verbunden, die Dorfjugend bildete einen Kreis um die beiden, und dann mußte sich die Braut einen von den jungen Männern und der Mann ein junges Mädchen greifen. Natürlich wurde dabei etwas Schmutz gemacht, denn sie fanden zufällig ein solches Paar, von dem man wußte, „se brut'n sick“. Anschließend gab es das Abendessen, worauf das junge Paar sofort verschwand. Auch die Alten zogen sich dann langsam zurück, und nun war die Jugend noch einige Stunden unter sich.

Um 6 Uhr ging es mit Musik zum Brautklopfen. Das junge Paar wurde zum ersten Mal mit Musik geweckt. Einige Flaschen Wein fielen für die Untertwegten ab, und dann ging es noch einmal zur Kaffeetafel. Das war dann der letzte Dienst für die Upwohrär. Für die Jugend war die Hochzeit beendet, doch anders für das junge Paar. Um 10 Uhr sammelten sich die alten Bauern zum „Resten“. Dann gab es noch einmal Röstwerk und einen derben Korn. Nun mußte das junge Paar bedienen, wobei die junge Frau eine Haube trug, als Zeichen ihrer Frauenwürde, „se wär ünnert Huf komen“. Wenn alles in Stimmung kam, verzogen sich die Frauen, und die Männer setzten sich zum „Burbeer“ enger zusammen. Der junge Mann wurde in den Kreis seiner älteren Berufsgenossen aufgenommen. Wehe dem, der da nicht ganz trinkfest war. Manches „Burbeer“ hat noch bis tief in die Nacht hinein gedauert.

Am Sonntagabend war dann noch einmal „affdansen“. Dazu trat dann die ganze Dorfjugend an. Es gab die Reste von Eßware und Bier, getanzt wurde nach den Klängen einer Dorfkapelle. Am „Affdansen“ beteiligte sich das junge Paar nicht, es ließ sich wohl auf dem Luftsaal sehen und begrüßte die Anwesenden, und dann verschwand es wieder, denn es war ja in die Gemeinschaft der Verheirateten aufgenommen.

Für Sonntag nachmittag waren die Upwohrärs noch einmal ins Hochzeitshaus eingeladen. Sie besahen die Aussteuer und Geschenke und wurden anschließend vom jungen Paar mit Kaffee und Kuchen bewirtet, als Anerkennung für ihre ehrenamtliche Arbeit in der vergangenen Woche. Die plattdeutsche Bezeichnung dafür ist nicht mehr festzustellen.



Aufn.: Wilhemi, Perleberg

An den Karpfenteichen bei Perleberg

Naturschutz und Gewässerschutz

Naturschutz und Gewässerschutz sind eng miteinander verbunden. Denn gerade die Gewässer mit ihrer reichhaltigen Flora und Fauna sind neben den Hügeln und Wäldern die Teile der Landschaft, die den Menschen die notwendige Entspannung und Erholung vermitteln. Es müßte deshalb schon aus diesem Grunde jeder einzelne darauf bedacht sein, auch die Gewässer in ihrer natürlichen Schönheit und Reinheit zu erhalten.

Die aus volkswirtschaftlichen Gründen notwendige Industrialisierung und die fortschreitende Verbesserung des Lebensstandards bringen es mit sich, daß einerseits der Wasserbedarf ständig steigt und daß andererseits das den Gewässern in größerem Umfang zugeleitete Abwasser diese immer

mehr verunreinigt. In Mecklenburg sind die Gewässer zwar noch nicht so stark verschmutzt wie beispielsweise die Pleisse oder die Elbe.

Aber der Zeitpunkt ist bereits erreicht, daß gegen die Verschmutzer eingeschritten werden muß, da auch bei uns bereits große Beeinträchtigungen auftraten. So mußte im letzten Jahr z. B. verschiedentlich großes Fischsterben in der Elde und Löcknitz durch die Abwässer der Zuckerfabrik Lübz, der Lederwerke in Neustadt-Glewe und der Stärkefabrik Dallmin, Kreis Perleberg, festgestellt werden.

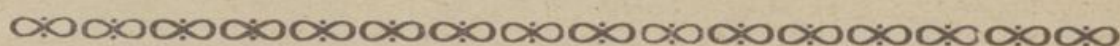
Dieser Zustand ist darauf zurückzuführen, daß kaum ein Betrieb, eine Stadt oder Gemeinde des Bezirkes eine vorschriftsmäßige und wirksame Klärung ihrer Abwässer durchführt. Daneben halten es sehr viele Bürger für angebracht, ihren Unrat, ihre landwirtschaftlichen oder gewerblichen Abfälle, Asche und selbst Tierleichen und dergleichen mehr, meistens wohl aus Bequemlichkeit, in die Gewässer zu werfen oder auch Behälter, die Giftstoffe enthielten, wie z. B. Schädlingsbekämpfungsmittel, darin zu spülen. Die Folge ist, daß besonders in den letzten Jahren, neben Unzuverlässigkeiten hygienischer Art, auch — wie oben erwähnt — zahlreiche Fischsterben zu verzeichnen waren.

Die alten Wassergesetze, die noch in Geltung sind, bieten keine ausreichende Handhabe, in allen Fällen gegen die Verschmutzer vorzugehen. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß unsere Regierung mit der Verordnung über die Errichtung und den Betrieb von Abwasserreinigungsanlagen vom 15. März 1956 (siehe Gesetzblatt I, S. 285—286) in Verbindung mit der ersten Durchführungsbestimmung hierzu vom 1. Februar 1957 (s. Gesetzblatt I, S. 114—115) die Grundlagen geschaffen hat, einer weiteren Verschmutzung wirksam entgegenzutreten und die derzeitigen Verhältnisse zu verbessern. Die jahrzehntelangen Unterlassungssünden auf dem Gebiet der Gewässerreinigung lassen sich jedoch nicht nur mit behördlichen Anordnungen und auch nicht schlagartig beseitigen. Es ist vielmehr erforderlich, daß wenigstens die interessierten Bevölkerungskreise die Notwendigkeit der Reinhaltung der Gewässer, z. B. für die Trink- und Brauchwasserversorgung der Industrie, für die Bewässerung landwirtschaftlicher Flächen, für die Fischerei, für die Volksgesundheit, den Sport usw. richtig erkennen und die Organe wie VEB (Z) Wasserwirtschaft Sude—Elde, Rat des Bezirkes und Räte der Kreise, denen mit der obengenannten Verordnung besondere Aufgaben gestellt wurden, in der Weise unterstützen, daß sie bei den Verschmutzern aufklärend wirken und dem VEB Wasserwirtschaft Sude—Elde, Ludwigslust, bzw. Warnow, Schwerin, von festgestellten Verstößen gegen die Verordnung Mitteilung machen.

Wenn auch Verständnis dafür besteht, daß die Betriebsleitungen oder Produktionsbetriebe ihre Aufgabe in erster Linie darin sehen, den Plan zu erfüllen, so darf das jedoch nicht dazu führen, andere volkswirtschaftlich wichtige Probleme, wie es auch die Reinhaltung der Gewässer eines ist,

vollkommen zu vernachlässigen. Es muß gefordert werden, daß sich die Betriebe von dem zuständigen VEB (Z) Wasserwirtschaft hinsichtlich ihrer Wasserversorgungs- und Abwasserfragen beraten lassen, und um die Bereitstellung der erforderlichen Mittel für die Errichtung bzw. Instandsetzung von geeigneten Anlagen bemühen. Ähnlich steht die Frage auch bei Unterkunfts-, Wohn- und sonstigen Gebäuden.

Seit einigen Jahren treten auch im Bezirk Schwerin in verstärktem Maße Bisamratten auf, die Schäden an den Deichen und Ufern der Gewässer verursachen. Die Bekämpfung dieser Schädlinge wird seit vier Jahren von dem VEB Wasserwirtschaft Sude—Elde systematisch unternommen, doch wird die Bevölkerung gebeten, ihre Beobachtungen beim Auftreten der Bisamratten in jedem Falle dem vorbezeichneten Betrieb sofort — möglichst telefonisch — zu melden, damit von dort aus sogleich einer der drei eingesetzten Bisamrattensjäger verständigt werden kann.



Unser Wettbewerb

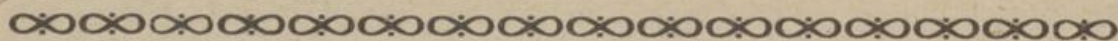
Zu unserem Wettbewerb sind sowohl Abhandlungen wie Erzählungen eingegangen.

Da uns im Verhältnis zu den Abhandlungen sehr wenig Erzählungen zugegangen, haben wir uns entschlossen, die Abhandlungen, die uns am wertvollsten erschienen, in den Wettbewerb einzubeziehen.

Wir danken allen Teilnehmern am Wettbewerb für ihre Einsendungen. Wir halten einige Arbeiten, auch wenn sie nicht mit einem Preis bedacht worden sind, für so wertvoll, daß wir sie dennoch veröffentlichen werden und würden es begrüßen, wenn wir ihre Verfasser als ständige Mitarbeiter gewinnen.

Die Preise wurden wie folgt verteilt:

1. Preis — Herr Albert Hoppe, Perleberg, für seine Arbeit „Plattdütsch“.
2. Preis — Herr Kahlbaum, Havelberg, für seine Erzählung „Die Baronin, ich und die Revolution“.
3. Preis — Herr Stadtkus, Rehfeld, für seine Erzählung „Das Spruchel“.



Saat des Sturmes

Ein Heimatspiel in 10 Bildern von Will Anders

Ort der Handlung: Kyritz

Fortsetzung

In der „Denkschrift“ von Oberprediger Dr. Bauer (1846), die dem Verfasser als Quelle diente, wird berichtet, daß Hirsch (Cervus) unter Beihilfe des Bedienten Belitz und des Ackerbürgers Schäfer sein Geld zur Hälfte unter einem Großvaterstuhl in der kerstenschen Wohnstube, zur andern Hälfte im Stübchen des Belitz, das im oberen Stockwerk des Hauses lag, in einem Fäßchen versteckte. Die Husaren Dau und Schickerling kamen in das Haus Kerstens und forderten „mit Ungestüm“ von Christiane Kersten das „französische Geld“. Christiane setzte sich auf den Großvaterstuhl und sagte, sie wisse von keinem Gelde. „Beide hießen sie aufstehen“, so heißt es wörtlich, „fanden sogleich das Geld, das sie an sich nahmen und forttrugen“. Nach einer halben Stunde kam Dau wieder, diesmal mit dem Wachtmeister Fischer, der von Christiane den Rest des Geldes verlangte. Wieder sagte sie, daß sie nichts wisse, worauf die Soldaten in das Stübchen des Belitz gingen und auch da sofort das versteckte Geld fanden. Sie wußten also genau Bescheid.

Im Stück sind diese beiden Ereignisse zu einer Szene zusammengezogen.

4. BILD

Zimmer im Hause Kerstens, wie im ersten Bild. An einer Pforte erscheinen Wachtmeister Fischer und die Husaren Dau und Schickerling. Sie klingeln oder klopfen. Daraufhin erscheint sehr schnell, so, als hätte er sie schon erwartet, Belitz und öffnet.

- Fischer: (leise) Ist Cervus da?
Belitz: (dienstefrig, leise) Nein, Herr Cervus ist nicht hier.
Fischer: Kersten?
Belitz: Nein, Herr Kersten ist auch nicht hier.
Fischer: Weißt du Bescheid?
Belitz: Zu Befehl, Herr Wachtmeister.
Fischer: Na, dann ruf uns mal die Madame.
Belitz: Zu Befehl, Herr Wachtmeister. (Belitz eilt nach hinten)
Fischer: Das scheint ja zu klappen.
Dau: Der ist sicher. Ich kenne ihn. Alter Göcking-Husar, hat dann beim Baron von Eckardstein gedient.
Christiane: (kommt eilig herein, sehr freundlich) Ah, guten Abend, meine Herren. Sie bringen uns bestimmt Einquartierung, Herr Wachtmeister. Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten

- ließ, ich mußte aber zuförderst meinen Lütten versorgen. Wenn seine Zeit ist und man lasset ihn warten, dann wird er böse und schreit. — — Belitz!
- Fischer: Madame, ich bringe keine Einquartierung.
- Belitz: *(Kommt eilig herein)* Madame?
- Christiane: Lieber Belitz, bringe er doch für die Herren Husaren ein Schnäpschen. Möchten Sie etwas essen?
- Fischer: Danke, Madame, wir sind verproviantiert. Wir kommen in anderer Mission.
- Christiane: Oh, das trifft sich aber schlecht, mein Mann ist nicht zu Hause.
- Fischer: Wir können das auch mit Ihnen abmachen, Madame.
- Christiane: *(irritiert)* Ich — — ich bin es nicht gewöhnet, mit Fremden von Geschäften zu reden, aber — wenn Sie es denn so wollen — bitte. *(Belitz kommt mit einer Flasche und Gläsern)* Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie werden doch einen Gasttrunk nicht abschlagen. Bitte, trinken Sie doch. Wohl bekomm's.
- Fischer: Na, ein Schnäpschen wollen wir nicht abschlagen, Madame Kersten, aber das nehmen wir gleich im Stehen. Unser Anliegen ist schnell erledigt. Auf Ihr Wohl, Madame!
- Christiane: Danke schön, noch einen?
- Fischer: Nein, nun keinen mehr. *(Belitz geht ab)* Kommen wir zur Sache.
- Christiane: Sie machen mir recht bange, Herr Wachtmeister.
- Fischer: Madame, in Ihrem Hause logieret ein gewisser Cervus!
- Christiane: Ja, der ist aber ebenfalls außer Hause.
- Fischer: Um so besser. Dieser Monsieur hat eine große Summe Courant bei sich, die der französischen Militär-Administration gehöret. Er hat dieses Geld in Ihrem Hause versteckt.
- Christiane: *(ängstlich, schnell)* Nein!
- Fischer: Doch, Madame! Ich habe Ordre, das Geld zu beschlagahmen, und das werde ich jetzt tun.
- Christiane: Um Himmels Willen, so kommen Sie wieder, wenn Cervus dahier ist und auch mein Kersten. Cervus möchte denken, ich habe sein Geld verraten und Sie ins Haus geholt.
- Fischer: Sie wissen also von dem Gelde?
- Christiane: Ich — ich weiß von keinem Gelde! Ich bin eine Frau und kümmerge mich nicht um die Geldsachen der Männer.
- Fischer: Nun, Madame, ob Sie davon wissen oder nicht, Sie werden gestatten, daß wir in Ihrem Hause mal ein bißchen nachsehen.
- Christiane: *(sehr erregt)* Nein! Das dürfen Sie nicht! Oh — — mir wird übel. *(Sie eilt zu einem abseits stehenden Großvaterstuhl und sinkt dort nieder. Sie Soldaten nicken sich zu)*

- Fischer: Madame, ich hielt Sie für eine preußische Patriotin, die das ihre dazu beitragen würde, damit ein wenig von dem vielen Gelde, was die verdammten Franzosen uns weggenommen haben, wieder in preußische Hände kömmt.
- Christiane: Ja — — — ja, ja, ich bin eine gute Preußin — — — oh — — — ich verstehe das alles nicht.
- Fischer: Was gibt es da zu verstehen? Es ist eine Kriegshandlung.
- Christiane: So machen Sie Krieg, wo Sie wollen, aber bitte nicht in unserm Hause — — — nicht gerade in Kyritz!
- Fischer: Das sieht euch ähnlich. Euch allen, die ihr Haus und Hof habt und Geld. Hinterm warmen Ofen sitzen und vom Kriege schwadronieren, das tut ihr gern, aber ausfechten können ihn die Soldaten. Und recht weit weg bleiben sollen sie damit und siegen sollen sie, immer siegen. Und reißt ihnen eine Kartätschenkugel ein Bein weg und sie überleben's, dann können sie betteln gehen, und ihr wollt den Himmel gewinnen, wenn ihr einem Invaliden einen Pfennig gebt.
- Christiane: Warum sprechen Sie so böse zu mir?
- Fischer: Weil Sie mir eine Komödie vorspielen, Madame. Man sucht nicht einen Stuhl in der Ecke, wenn einem die Ohnmacht ankömmt, man fällt auf den, der am nächsten stehet, oder auf die Dielen.
- Christiane: *(weinend)* Er ist ein Grobian.
- Fischer: . . . und sie ist eine ebenso schlechte Komödiantin, wie sie eine schlechte Patriotin ist. Stehe sie auf von dem Geldsack ihres Monsieurs aus Berlin.
- Christiane: *(wieder gefaßt)* Nein! Nein! Was gibt Ihnen überhaupt das Recht zu Ihren Requisitionen?
- Fischer: Weg mit ihr! *(Die Husaren ziehen die sich sträubende Christiane vom Stuhl. Dau faßt in die Polsterung und holt einen Geldsack heraus)*
- Christiane: Sie Grobian, schämen Sie sich!
- Dau: Na ja, hier sind ja die Talerchen!
- Schickerling: Zähl mal nach.
- Christiane: Mutter! Mutter! Ach, wenn doch mein Kersten käme!
- Dau: Das ist nicht alles.
- Fischer: Belitz!
- Belitz: *(hat wohl hinter der Tür gelauscht und kommt sehr schnell)* Zur Stelle, Herr Wachtmeister!
- Schickerling: In deiner Stube stehet in der Ecke ein Tobackfäßchen. Darin ist der andere Sack. Stimmt's?
- Belitz: Befehl!
- Fischer: Herholen! *(Belitz geht mit Dau und Schickerling nach hinten ab)*
- Frau Brandt: *(eilt erregt ins Zimmer)* Christianchen! Mein Gott, du weinst ja. Tat man dir was zu Leide, mein Kind?

- Christiane: Mutter, sie haben das Geld genommen, das Cervus versteckt hat. Das französische Geld.
- Frau Brandt: (*nimmt Christiane in die Arme*) Um des Himmels Willen, der Mensch wird das nicht hinnehmen. Er stehet in großer Gunst bei den hohen Herren Napoleons, so rühmet er sich!
- Fischer: Madame, es tut mir leid, daß ich Sie inkommodieren mußte, aber das ist nun mal der Krieg. Sagen Sie dem Cervus, er soll auf's Rathaus kommen und sich eine Quittung von mir holen.
(*Dau und Schickerling kommen zurück*)
- Schickerling: Hier ist der andre Beutel. Können 700 Taler drin sein.
- Fischer: Sehen Sie, Madame, das ist der Sold für'n ganzes Regiment Preußen, das kömmt uns gut zu passe.
Entschuldigen Sie die Inkommodierung. Adieu, meine Damen.
(*Die Husaren gehen ab*)
- Frau Brandt: (*hält die weinende Christiane in den Armen, beide sehen voller Angst den Husaren nach*)
Der schreckliche Mensch, dieser Cervus. Was muß er französisches Geld in unserm Hause verstecken. Ein jeder einsichtige Hausvater hat das seine im Garten vergraben. Hätt' er's doch um seinen Leib gebunden, seinen feisten . . .
- Christiane: Mutter, mir ist so bange. Geben Sie mir bitte Ihre Postille, daß ich wieder Ruhe finde beim Lesen.
- Frau Brandt: Komm, mein Herzblatt (*will sie hinausführen*)
- Cervus: (*kommt von der Straße hereingeeilt*) Was wollten die preußischen Marodeurs in Ihrem Hause?
- Christiane: Mein Gott, da ist er schon.
- Frau Brandt: Habe ich Ihnen nicht vorher gesagt, daß Ihr Geld, wo Sie es versteckt haben, nicht sicher ist?
Jetzt haben die Husaren es weggenommen. Sie sollen sich eine Quittung holen.
- Cervus: (*schreit*) Mein Geld! Mein schönes Geld!!! Diese Lumpenbagage hat mein Geld, mein ganzes Vermögen gestohlen. Das ist Verrat! Impertinenter Verrat! Kersten wird es mir ersetzen. Alles, alles, auf Heller und Pfennig!
Eine Quittung! Was soll ich mit einer Quittung?
Kann ich zahlen mit der Quittung eines Briganten?
Ich werde eine Estafette nach Berlin schicken an die höchsten Instanzen der französischen Administration. Noch heute! Sofort! Nein, nein, ich werde Seiner Majestät persönlich schreiben.
Das sollt ihr mir büßen! Alle! Alle!
(*hinauslaufend*) Mein Geld — — — mein Geld! Ich verlange Revanche — — — blutige Revanche!
(*Frau Brandt und Christiane stehen engumschlungen und sehen ihm schweigend nach. Der Vorhang schließt sich langsam vor ihnen.*)

(Fortsetzung folgt)

Das Heft enthält:

	Seite
Gustav Kahlbaum: Die Baronin, ich und die Revolution	129
Albert Hoppe: Plattdütsch	135
F. Wienke: Sitten und Gebräuche bei einer Prignitzer Bauernhochzeit um die Jahrhundertwende (Fortsetzung)	151
Naturschutz und Gewässerschutz	154
Unser Wettbewerb	156
Will Anders: Saat des Sturmes (Fortsetzung)	157

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: Kurt Fischer, Kyritz, Maxim-Gorki-Straße 15

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: „Am Klempow-See“ . Aufn.: Karl Jahn, Wusterhausen/Dosse

Maiheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Deutschen Kulturbundes und von den Räten der Kreise Perleberg,
Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 227-58 - 388



Aufn.: W. Westermann, Cumlosen

Baumblüte in Cumlosen